

MARBURGER ZEITUNG

AMTliches ORGAN DES

STEIRISCHEN HEIMATBUNDES

Verlag und Schriftleitung Marburg a. d. Draa, Badgasse Nr. 6, Fernruf Nr. 25-67, 25-68 und 25-69. Ab 18 Uhr (täglich außer Samstag) ist die Schriftleitung nur auf Fernruf Nr. 25-67 erreichbar. Unverlangte Zuschriften werden nicht rückgesandt. Bei sämtlichen Anzeigen ist das Rückporto beizugeben. Postcheckkonto Wien Nr. 54.000. Geschäftsstellen in Glinz, Marktplatz Nr. 12, Fernruf Nr. 7, und in Pettau, Ungartorgasse Nr. 2, Fernruf Nr. 89.



Erscheint werktäglich als Morgenszeitung. Bezugspreis (im voraus zahlbar) monatlich RM 2.10 einschließlich 19.5 Rpf Postzeitungsgebühr. Bei Lieferung im Streifband zusätzlich Porto, bei Abholen in der Geschäftsstelle RM 2.—. Abreich durch Post monatlich RM 2.10 (einschließlich 19.5 Rpf Postzeitungsgebühr) und 36 Rpf Zustellgebühr. Einzelnummern werden nur gegen Voreinsendung des Einzelpreises und der Portoauflagen zugesendet.

Nr. 359—361 — 84. Jahrgang

Marburg-Drau, Sonntag/Montag/Dienstag, 24./25./26. Dezember 1944

Einzelpreis 10 Rpf

Ein Glaube blüht in Winterwochen

Es ist uns deutschen Menschen schwer, in diesen Dezembertagen weihnachtliche Gedanken zu haben. Ja, wir haben fast das Gefühl, daß dies Fest ausgeschaltet werden müßte in diesen Jahren. Wir haben das Gefühl, daß die Geschehnisse dieser Jahre allem weihnachtlichen Sinnen und Fühlen ins Gesicht schlagen. Weihnachten in diesen Kriegsjahren? Wohlgeordnete, warme Stuben? Lichtüberstrahlte Bäume? Aufjauchende Kinder und lächelnde Eltern?

Aber Weihnachten — das uralte deutsche Wort sagt es — ist ja eigentlich gar nicht ein Fest schöneren Lebens und heiteren Lächelns. Ja, es ist ja nicht einmal ein Fest des helllichten Tages. Sondern, wie das Wort deutlich genug sagt, eine Feier, eine Weihe bei Nacht. Weihnachten ist das Erlebnis der Nächte, über denen eine geheimnisvolle heilige Weihe liegt.

Welche Weihe? Der geheimnisvolle Glaube, das heilige Vertrauen: daß in all diesen dunklen Dezember- und Winterwochen und in all dem Grausen dieser Zeit heimlich ein Licht leuchtet, das bald, bald heller und heller werden wird. Daß in diesen dunklen, schwerlastenden Winterwochen ein Glaube blüht, ja, an kommende helle Tage, an kommende schönere Zeit. Ja, viel, viel mehr noch: daß im Menschenleben selber ein ewiges Heiliges

wohnt, eine leise ewige Verheißung unnennbaren ewigen Heils.

Ich weiß von allem Dunkeln dieser Zeit! Von Gräbern und Trümmern sonder Zahl; und ich höre das Weinen durchs ganze deutsche Land. Wie ich es höre! So, daß auch ich weine. Aber das alles — daß mußst Du erkennen, und mußt es Dir auch gestehen —, dies ist uraltes Menschenlos. Schöpfungslos. Niemals war das Leben der Menschen in seinem Grund und Wesen etwas anderes als dies: Angst haben und Weinen! Weine! Mach Dir nichts vor! Das Leben aller Ernsthafte war immer Leid und zusammengebeissene Zähne. Aber sieh: es war auch immer Tapferkeit; es war auch immer Glaube! Glaube an das Leben! Und Glaube an das ewig Heilige, an das Wahre, das Gute und das Schöne! Es war immer Glaube an das Licht! Und... was noch mehr ist: dieser Glaube betrog nie! Nein, er betrog nie! Nach schwerem Dunkel, nach mühsamem Leid und Weinen kam geheimnisvoll, aus heiligen Orten — Schöpfung, Tröstung, Hoffnung und Heilung.

Und so, wenn Du selbst nicht lachen kannst, laß die Kinder sich freuen! Dir aber sei ihre Freude ein Abglanz davon, daß auch in Dir noch Glaube und Hoffnung genug, übergenug für eine neue, eine bessere Zeit blüht.

Gustav Frentzen.



Zeichnung Marek

Das Strahlende ist immer stärker

Ein Soldat zur Weihnacht im sechsten Kriegsjahr

PK. Auf dem Balkan, im Dezember

Mitten im Geschehen, durch einen Zufall wohl oder aus einer Stimmung, können tiefe Erkenntnisse auf uns zukommen, die im kriegerischen Bild wie eine Rechtfertigung wirken. Eine derartige Erkenntnis aber ist die: kein deutscher Soldat hat durch die Härte des Krieges sein Herz verloren. Es ist wohl eingekapselt in eine rauhe Schale, die jeder Tag und jedes Jahr und damit der aus wieder und wieder anspringende Tod härter hämmert, aber gerade die gehärtete Schale behütet das Soldatenherz. Es schlägt weiter, blutdurchpulst und warm, in sich und aus sich das rote Leben durch die Adern pressend, im rauschenden Rhythmus des Lebendigen.

Das Wunder Heimat

Es war bei der Absetzbewegung einer Heeresgruppe auf dem Balkan. In uns glühte noch die südliche Sonnenwärme nach, freilich nur in der Erinnerung an den blauen Himmel und die stürzende Hitze, denn wir lagen auf hohem verschneitem Balkanpaß westlich der Drina, und die klirrende Kälte schauerte über unsere entwöhnten Rücken. Auf dem Paß aber standen Tannen, hohe, kerzengerade und dunkelgrüne Tannen, auf deren Fingerzweige der Schnee wie weiße Watte niedergeregnet war. Und bei diesem Anblick begab sich das Wunder. Zeit und Raum versanken vor dieser Winterpracht. Die Augen der Soldaten wurden weit, wie in kindlichem Staunen, wenn am Weihnachtsabend die Kerzen in Kinderäugen leuchten. Alle dachten an die Heimat, und viele sprachen von ihr. Anders als sonst, ganz von innen heraus, als würde ihre wirkende Gewalt auf den verschneiten Tannen sichtbar. Die aber standen ruhig und unberührt, als ginge sie das alles nichts an. Und wir empfanden, daß erst das Herz die Natur zur Heimat werden läßt. Unsere Gedanken aber wanderten von den Tannen in die Ferne, und uns fiel plötzlich ein, daß in fünf Wochen Weihnachten wäre.

Wir lebten bisher nur dem Tag und der Stunde, denn das Gegenwärtige war mit seinen Ereignissen zu nah und der blasse Tod ging um. Aber nun schlangen sich die Gedanken über das Zeitliche und es standen die brennenden Kerzenbäume vor uns auf und in ihrem Bannkreise reichten sich beide. Heimat und Front, die Hand. Die Kerzen strahlten ihr warmes Licht, mahnten und sprachen: der Tag der Sonnenwende ist nicht mehr fern. So lange das menschliche Herz schlägt, hat die in Dunkelheit erstarrte Natur dem wiederkehrenden Licht weichen müssen, in ewig sich wandelndem Wechsel der Zeitenwende. Das Schicksal der gottgewollten Natur ist auch des Menschen Schicksal, der den gleichen Gesetzen des Wandels unterliegt. So sprach es zu uns.

„Stirb und Werde“

Später, als wärmende Holzfeuer im nächtlichen Tannenwald aufglühten und beim Nachlegen Funken in das Dunkel sprühten, war das weihnachtliche Wunder immer noch nicht abgeklungen. Über die sinnenden Gesichter huschten die Schattenspiele des Waldes, das Antlitz der Soldaten noch kantiger meißelnd. In der Ferne hallten wie verloren einzelne

Gewehrsschüsse, aber niemand achtete darauf. Wir dachten daran, wo wir zu dieser Weihnacht wohl sein würden und daß an diesem Tage dies alles, was uns so plötzlich überfallen hatte, noch einmal durchdacht werden müsse. Daß diese Einkehr notwendig sei und daß wir einmal nackt vor uns selber stehen müssen. Wenn sich das weihnachtliche Licht klar und ungetrübt in unseren Augen spiegelt, dann brauchen wir uns vor uns selber nicht zu schämen. Die rauhe Schale fällt, und das Herz des deutschen Soldaten liegt offen da, und alle, die es lieben, dürfen sehen, daß es lebt, eingebettet in die tiefen Gefühlswerte und gebunden an den Glauben, daß der Finsternis das Licht nachfolgen muß und daß das Strahlende stärker ist. Leben und Tod des Einzelnen sind nur ein Sinnbild für die Unvergänglichkeit. Unvergänglich aber ist die heldische Tat, die, aus der Tiefe des Herzens geboren, die Fackel in die verfinsterte Welt schleudert. Das Gesetz des „Stirb und Werde“ rankt sich empor an dem Lebensbaum der eigenen Volkskraft, ewig und unveränderlich wie das deutsche Schicksal.

So waren unsere Gedanken. Es werden dies die Gedanken vieler, sehr vieler sein, wenn im sechsten Kriegsjahr der Kerzenbaum brennt. Auch die Gedanken der Heimat, denn sie steht in der gleichgroßen Belastung wie der Soldat der Front. Die Hammerschläge der Terrorangriffe haben auch um ihre Herzen einen Ring geschmiedet. Front und Heimat sind in der Gefahr eins geworden wie sie am Weihnachtstag in der Einkehr der Herzen eins sein werden. Aus Gefahr und Einkehr aber steigt die Zukunft, der wir uns alle verschrieben haben: Frontsoldat und Frau, Volkssturm und Jungling. Und die Zukunft heißt: das strahlende Reich!

Kriegsbericht Hans Ulrich Plath.

Erst Kampf und Sieg, dann Friede

So hart wie zu dieser Weihnachtszeit stand das deutsche Volk noch nie im Kampfe. Von den ersten Tagen des September 1939 an war es trotz der strahlenden Siege im Feldzug gegen Polen gewiß, daß der Krieg lange dauern werde. Im Laufe der vergangenen fünf Kriegsjahre hat sich dann die gesamte Nation mobilisiert. Heute führen wir ein Leben, das nur dem Kriege dient, auch in der Heimat. Und so selbstverständlich ist uns dieses verwandelte Dasein geworden, daß Weihnachten fast unzeitgemäß wirkt. Mit zögerndem Erstaunen richten wir den Blick auf Tanne und Licht und keineswegs sind wir bereit, uns dem großen Geschehen in feiertäglicher Ruhe zu entziehen. Dieser Krieg fragt nicht nach dem Kalender und nicht nach alten Sitten. Es ist ein unerbittlicher Krieg, der uns ganz fordert. Gerade in diesen Tagen steigern sich die Kämpfe an beiden großen Fronten. Für den deutschen Soldaten gibt es keine Pause und in der Heimat werden wir demgemäß den Lichterglanz stärker abbildend als in den fünf vorangegangenen Kriegswinteren.

„Frieden auf Erde“ ist ein unzeitgemäßes

Wort, das wir tief verborgen halten und dessen Zeit noch lange nicht gekommen ist. Wir spüren, daß ein Frieden nicht geschenkt wird, sondern errungen werden muß, mit einer Kraftanstrengung und Verbissenheit, die so wenig friedfertig sein darf, wie nur möglich. Die Schicksalsfrage dieses Jahres war deshalb von Beginn an nicht: wie zwingen wir den Frieden, sondern: wie zwingen wir den Krieg, den alle umfassenden Einsatz. Wie kann es gelingen, eine große Nation, die ein vielgestaltetes, kompliziertes Leben führt, zu vereinfachen? Wie wird es möglich sein, das Dasein dieser Nation so einfach wie möglich werden zu lassen, damit es sich frei von allen Liebenswerten, aber jetzt nur lästigen Gewohnheiten auf die einzige noch geltende Funktion beschränke, der Kriegführung? Diese große Verwandlung ist gelungen.

Wir dürfen wirklich von diesem einmaligen Vorgang in unserer Geschichte sprechen und wir verstehen als tiefsten Sinn dieser Kriegswinternacht die gewaltige Grundsätzlichkeit allen Lebens: nur aus dem härtesten Krieg folgt der seligste Frieden.

Das Licht im Westen

Gedanken in der Winterschlacht / Von Kriegsbericht Fritz Luche

PK Eifelfront, im Dezember 1944

Als der Befehl uns plötzlich aus dem gewitterschweren Kampfraum von Aachen in die wildromantische Eifel führte, versank der Lärm der großen Abwehrschlacht an der Rur wie ein abziehendes Unwetter.

Der Krieg hat viele Gesichter und Masken: vom milden Lächeln bis zu einer vom Irrsinn verzerrten Fratze. In der Eifel hatte er scheinbar hat ein freundliches Gesicht aufgesetzt.

Wir fuhren auf altbekannten Straßen und kamen durch vertraute Städtchen und vertraute Dörfer. Das Schweigen eines wolkenverhangenen Dezembertages lag über dem Gebirge. Der erste Schnee hatte die Höhen und Hänge geschmückt. Die bläulichen Waldkuppen der Tannen und Fichten tauchten in das dichte Wolkenmeer, da sprachen wir zum ersten Mal von Weihnachten. An Weihnachtsbäumen werden wir diesmal keinen Mangel haben, so meinten wir, und den schönsten

Tannenbaum hätten wir gern nach Hause gezaubert.

Wir fanden das alte Haus am Bergeshang wieder, in dem schon einmal der Gefechtsstand war. Es war noch alles wie einst vor fünf Jahren. Selbst das Bächlein rauschte noch immer so aufgeregt zu Tal, als könnte es zu spät kommen. Nur die freundlichen Wirtsleute waren nicht mehr da. Die Ungewißheit des Schicksals hatte sie und viele Nachbarn aus den Heimen vertrieben. Als wir durch die leeren Zimmer gingen, schritt die Erinnerung wie von selbst an unserer Seite. Dieses Haus war so etwas wie eine zweite Heimat gewesen. Wir dachten an den ersten Kriegswinter an der Eifel, an die Wochen eisiger Kälte und an die langen Monate ungeduldigen Wartens. Es war das Warten auf die erste Schlacht im Westen gewesen. Die Heere standen sich, schwergerüstet und stählern gewappnet, gegenüber. Aber sie plänkelten nur mit Stoßtrupps, und 50 Granaten am Tage war schon viel. Das war im Winter auf 1940. Seitdem ist der Krieg fünf Jahre älter geworden und wir alle sind es auch!

Geheimnisse der Nacht

Was sollte unsere Panzerdivision eigentlich an der Eifel? Das war ein Rätsel, das nicht so leicht zu lösen war. Die Brennpunkte der Schlacht lagen doch im Norden und im Süden davon, in den Räumen ostwärts von Aachen und in Lothringen, wo die Abwehrfronten sich mit verbissener und äußerster Kraftanstrengung in die Panzerfluten und Menschenmassen der Amerikaner stemmten! Wir sahen auf die nebelnasse Straße, auf der kaum ein Fahrzeug fuhr. Die Schlachten hatten die Eifel sorgsam ausgespart. Eisenhower wollte das Gebirge, das mit seinen unwegsamen Wäldern und tief eingeschnittenen Tälern, sowie den steilen Serpentinstraßen, wie ein riesiger Felsklotz den Weg nach Deutschland versperrte, auf beiden Seiten umgeben. An der Eifelfront gab es nur örtliche Kämpfe und Störungsfeuer der Artillerie und der Granatwerfer. Hier herrschte der Kleinkrieg aus den Bunkern und gut ausgebauten Stellungen heraus. An die Eifelfront legte Eisenhower seine ausgebrannten Divisionen in Ruhe zur Auffrischung.

Erwartete die deutsche Führung trotzdem auch hier einen Angriff der Amerikaner? Auf

dieser Straße waren einmal unsere Panzerdivisionen über Nacht zum Angriff durchgebrochen. Es war auch vor einem Festtag gewesen, am Freitag vor Pfingsten 1940, wo sich überraschend aus Tarnung und Deckung die starke deutsche Panzerwaffe erhoben hatte und wo der Blitz durch Frankreich gefahren war; mit dem Urlaubsschein in der Tasche waren wir damals in die Schlacht von Sedan gefahren... Vielleicht würde es im Frühjahr wieder ein Wunder geben?

Dann kamen die mondlosen Nächte des Dezember und mit ihnen das Wunder schneller, als wir es geglaubt hatten. Wenn die Dämmerung in die Täler der Eifel kroch, dann erwachte das Leben in ihren Wäldern und auf ihren Straßen, das tiefe Brummen der tausendpferdigen Motoren schwang sich wie ein Orgelton über die Berge, das klirrende Rauseln der „Tiger“, der „Panther“, der Sturmgeschütze und der Artillerie — der stählerne Marschtritt der schweren Waffen stampfte eben die Straßen bergauf und bergab, eintönig, Stunde um Stunde klang der rastlose Marschtritt der Grenadiere, das Klappern der Pferdehufe. So lang wie das Band der Straße zur Front schien sich die Schlange der Krieger und der Waffen nach vorn zu winden. Gespenstische Nachtmärsche in rabenschwarzer Finsternis, in der man kaum 2 m weit sehen konnte. Wenn die Schleier des Morgens sich erhoben, dann waren die Bilder der Nacht verzogen wie ein kurzer Traum, dann sah man die Panzer wie Urzeittiere in den Wäldern lauern, die Volksgrenadiere in den Zelten dem nächsten Nachtmarsch entgegen-schlafen. Dann wußte man daß alles kein verschwundener Spuk war.

Es wird angegriffen!

Diese Tage am Weihnachten 1944 werden einmal zu den erhabendsten Erinnerungen des Lebens gehören! Die Menschen in den Städten und Dörfern, seit Monaten unter dem ständigen Alpdruck der Evakuierung, standen fassungslos am Rande dieses endlosen Stromes, der sich durch ihre Straßen ergoß. Ich sah Männer mit Tränen in den Augen. Die Worte schönster männlicher Begeisterung schlen die Soldaten vorwärts zu tragen. Der Funke „Angriff!“ sprang wie elektrisierend in ihre Reihen. Wir haben viele Nächte in Feldzügen und Schlachten erlebt, aber kaum eine, in der Glück und Freude uns so überwältigten, wie in der Nacht zum 16. Dezember.

Generalfeldmarschall Model hatte seine Gefechtsstände wieder auf die Straßen verlegt. Durch Funk und Draht führte er von überall her die Panzer und Infanterie-Armeen. Auf dem Gefechtsstand einer im Wehrmachtsbericht gerühmten Volksgrenadier-Division beobachtete er den Beginn des Angriffs, der dem Feind bis zum ersten Donnereschlag der gesamten Artillerie verborgen blieb. Schlag 5.35 biendete ein ungeheures Feuerwerk auf — tausendfach zuckten die Blitze der brüllenden Batterien feurigrot, und weißglühend schienen die Raketengranaten der Werferbrigaden wie Sternschnuppen an dem Nachthimmel zu fliegen. Dann aber blieb die Helle wie durch ein magisches Zauberspiel. Zahlreiche Scheinwerferbatterien strahlte die Wolken an, Licht stand im Westen, als wollte die Sonne hier aufgehen. Im Schein des künstlichen Morgens brachen die Sturmkompanien der Volksgrenadier-Divisionen zum Angriff vor, die erfahrenen Kämpfer von Aachen und die vielen jungen vom Ersatz, die in diesen Tagen ihre Feuertaufe erhielten. Die ganze Eifelfront zwischen dem hohen Venn und Luxemburg, zwischen Monschau und Wasserbillig stand auf zur Winterschlacht im Westen!

Erste Bresche in den Feind

Und das Licht stand im Westen wie das Symbol einer neuen Zukunft! Es ist noch nicht Zeit für uns, über die Schlacht selber zu sprechen. Heldenmütig stürmende Kampfgruppen unserer Volksgrenadiere und der Infanteriedivisionen haben das tief gestaffelte Stellungssystem der ersten amerikanischen Armee im ersten Anlauf in erbitterten und sehr harten Kämpfen aufgerissen und durchbrochen. Panzerdivisionen des Heeres und der Waffen-SS sind durch die Bresche weit in den Feind gestoßen und über uns kämpfen die Geschwader der deutschen Luftwaffe. Auf dem historischen Schlachtfeld des Westens werden wieder Panzerschlachten geschlagen. Am fünften Tage der Schlacht stehen hundert ausgebrannte und abgeschossene Panzerwracks der Nordamerikaner an unserer Vormarschstraße. Lange Kolonnen in Khaki, Tausende von Gefangenen ziehen niedergeschlagen an unseren nachdrängenden Verbänden vorbei in die Gefangenschaft. Und unentwegt röhren knatternd, als ob ein großer Zweitaktmotor sie triebe, die „V 1“-Geschosse über unsere Front nach Lüttich und Antwerpen.

Unsere Weihnacht 1944

Das ist unsere Weihnacht 1944. Es sind Tage des Kampfes, Tage des höchsten Opfers für das Vaterland... An der Front wird kein Glanz eines Lichterbaumes erstrahlen — der Krieg kennt keine Pause, er weiß von keinem Kalender und keiner eiligen überlieferten Ordnung, seine brüllende Stimme wird auch in der „stillen Nacht“ dröhnen. Aber das Licht der Weihnacht wird in unseren Herzen brennen als eine tiefe Sehnsucht... denn Weihnachten ist das deutsche Fest, dessen Zauber und dessen Kraft in unserem Volk unsterblich sind. Unsere Gedanken werden am „Heiligen Abend“ bei unseren Lieben in der Heimat sein. Weihnachten ist auch das Fest der Wintersonnenwende, das unsere Vorfahren feierten, wenn das Licht der Sonne wieder am Firmament stieg. Das Licht leuchtet über den Schlachtfeldern des Westens.

Das Geschenk dieser Weihnachten ist das stolze Bewußtsein, einem Volke anzugehören, das unter den härtesten Prüfungen des Schicksals verbissen arbeitet, seinen Kampfeswillen nach Clausewitz „blendendes Schwert der Vergeltung“ zu schmiegen. Wir marschieren für Deutschland — ihm gehören wir ganz. Gebe Gott, daß das Licht dieser Weihnacht den Anbruch einer neuen Zeit kündigt.

Feindliche Entlastungsangriffe abgewiesen

Steigende Zahl an Gefangenen und Beute — Dillingen vom Feind befreit, rechtes Saarufer gesäubert — Gegenangriffe gegen Sowjetenbrüche bei Stuhlweissenburg — Großer Abwehrerfolg in Kurland

Führerhauptquartier, 23. Dezember.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: „Die Winterschlacht in Südostbelgien nimmt weiter einen günstigen Verlauf. Unsere Truppen schlugen an der Nordfront des Durchbruchraumes zwischen Elsenborn und Stavelot heftige, bis zu vierzehnmal wiederholte feindliche Entlastungsangriffe ab. Zu beiden Seiten der Ourthe drängen sie den geworfenen amerikanischen Verbänden mit starken Kräften nach. Auch in Mittelluxemburg schreiten die deutschen Angriffe fort. Die Zahl der Gefangenen und die Masse der Beute steigen weiter. An der Saar wurde die Stadt Dillingen vom Feinde befreit, auf breiter Front das rechte Ufer gesäubert. Nachstoßende deutsche Kräfte und unser Artilleriefeuer fügten den Amerikanern bei ihrem Rückzug schwere Verluste zu. Im Raum von Bilsch scheiterten erneute Angriffe feindlicher Bataillone. Zwischen den unteren Vogesen und dem Rhein gewannen unsere Angriffe eine Reihe von Höhen und Ortschaften zurück. Im Oberelsaß wurde der bei Kayserberg und Urbeis angreifende Gegner abgewiesen

oder im Gegenstoß wieder geworfen. Unter der Führung von Generalmajor Hüntten führte die Besatzung von St. Nazaire einen starken über-raschenden Angriff an ihrer Ostfront, warf den Gegner aus seinen Stellungen weit zurück und drang tief in das feindliche Hintergelände vor. 80 Quadratkilometer sind neu besetzt.

London und Antwerpen lagen auch gestern unter starkem Fernbeschuss.

An dem unerschütterlichen Widerstand unserer Truppen erschöpft, hat die Kraft der britischen - Angriffe in Mittelitalien nachgelassen, unsere Grenadiere zerschlugen zahlreiche Angriffe südwestlich Faenza und im Raum von Bagnacavallo. Nach erbitterten örtlichen Kämpfen konnte der Feind in einem kleinen Abschnitt den Lamone überschreiten.

In Ungarn versuchte der Feind erneut, mit starken Kräften Budapest von beiden Seiten zu umfassen. Gegen die Einbrüche bei Stuhlweissenburg sind eigene Gegenangriffe im Gange. Über den Gran vorgedrungenen Gegner wurde durch Gegenstöße zurückgeworfen. Eigene Angriffe am Eipel stießen tief in die

rückwärtigen Verbindungen der Bolschewisten. Schwere Abwehrkämpfe dauern nördlich des Matragebirges und südlich und westlich Großsteffelsdorf an. An der tapferen deutschen Abwehr brach der Angriff starker feindlicher Kräfte östlich Kaschau unter blutigen Verlusten zusammen.

In der dritten Schlacht in Kurland setzten die Bolschewisten ihre Durchbruchversuche südlich Fraenburg mit stark zusammengefaßten Kräften fort. Sie scheiterten erneut unter hohen Verlusten, so daß unsere Truppen einen großen Abwehrerfolg errangen. Um einzelne Einbruchsstellen sind die Kämpfe noch im Gange. Im Küstenabschnitt südlich von Libau schlossen unsere Grenadiere in über-raschendem Angriff stärkere feindliche Kräfte ein und begründeten nach ihrer Vernichtung die deutsche Front in diesem Abschnitt. Sie machten Beute und zahlreiche Gefangene.

Deutsche Schlachtfieger, die bei Tag und Nacht, vor allem im Raum von Stuhlweissenburg, wirkungsvoll in die Erdkämpfe eingriffen, vernichteten gestern neben zahlreichen feindlichen Fahrzeugen 32 sowjetische Panzer. Im übrigen verloren die Bolschewisten durch Jäger und Flakartillerie der deutschen Luftwaffe gestern 77 Flugzeuge, davon 40 über dem kurländischen Kampfraum.

Über dem Reichsgebiet waren am gestrigen Tage keine feindlichen Kampfverbände. In den frühen Abendstunden griffen britische Terrorbomber Orte am Mittelrhein an.

Feststellungen über die deutsche Fernwaffe

Treffsicherheit und Fertigung sind nicht mehr zu stören — Fünf Forscher und Techniker vom Führer ausgezeichnet

Berlin, 23. Dezember

Der Führer verlieh auf Vorschlag des Reichministers für Rüstung und Kriegsproduktion, Albert Speer, das Ritterkreuz des Kriegsverdienstkreuzes mit Schwertern an fünf Wissenschaftler und Techniker, die sich um die Entwicklung, Fertigung und den Einsatz der „V 2“ einmalige Verdienste erworben haben. Ihre Namen werden zu einem späteren Zeitpunkt der Öffentlichkeit bekanntgegeben. Im Auftrage des Führers überreichte ihnen Reichminister Speer am Einsatzort die hohen Auszeichnungen.

Das nervöse Nachrichtenspiel Englands und Amerikas um die „V 2“ beginnt langsam gewisse Formen anzunehmen. Wenn man auch immer noch bemüht bleibt, jeden Anhaltspunkt über die Wirkung dieser neuen Vergeltungswaffe zu vermeiden, so muß man sich langsam doch dazu bequemen, wenigstens über die Waffe selbst präzise Angaben zu machen.

Der britische Nachrichtendienst beschreibt die „V 2“ als eine riesige Rakete mit einem Gewicht von 14–15 Tonnen bei einer Enge von neun Meter und einem Durchmesser von über einem Meter. Das Geschöß habe die Form einer ungefügen Bombe mit vier Leitwerken am Schwanzende, um die Stabilität zu sichern. Das Raketenantrieb enthält unter anderem eine komplizierte Turbine, deren Zweck man darin sehe, den Antrieb von der Luft unabhängig zu machen und dadurch die Rakete über die Luftschicht der Erde hinauszufügen zu lassen. Im einzelnen zerbricht man sich über den Vorgang dieses hochentwickelten Antriebes jedoch noch den Kopf. Man weiß nur zu berichten, daß die „V 2“ mit einer Geschwindigkeit von etwa 5000 km in der Stunde und einer Reichweite von ungefähr 380 km eine Höhe von 100 km erreicht.

Der Flug eines Körpers mit Überschallgeschwindigkeit weit in die Stratosphäre ist das

Problem, mit dem man sich drüben im Augenblick auseinandersetzt. Man begründet hiermit vor allem das schon lange offenbare Bekenntnis, daß jede Abwehr der „V 2“ unmöglich ist. Weder Flak, noch Jäger, noch Ballonsperren, nicht einmal Störsender können den Flug der „V 2“ auch nur im geringsten beeinflussen, geschweige denn sie abwehren.

Die zuständigen deutschen Stellen haben diesen Feststellungen an sich nichts hinzuzufügen. Es wird auf die Dauer jedoch nicht zu vermeiden sein, daß der britische Nachrichtendienst die Weltöffentlichkeit auch Einblick in die Wirkungen der „V 2“ nehmen läßt. Wenn Reuter vor kurzem von quadrateckigen Teilen der „V 2“ berichtet, die man in einer Entfernung von über drei Kilometer von der Einschlagstelle gefunden hat, so mag das als erste Andeutung in dieser Richtung gewertet werden, ebenso wie eine Verlautbarung, wonach die „V 2“ eine weit wirksamere Sprengladung enthält, als die „V 1“. Wir wollen weiteren Eingeständnissen unserer Gegner nicht vorgreifen und im Augenblick nur das eine feststellen: Die deutsche Rüstung hat nicht nur die Entwicklung des „V 2“-Geschosses mit Nachdruck betrieben, sondern fertigt bereits seit langem in zahlreichen gegen jede Feindeinwirkung gesicherten Fertigungsstätten eine ansehnliche Produktion dieser Waffe. Der Tag, an dem der für das „V 2“-Feuer verantwortliche Kommandeur dem Reichminister für Rüstung und Kriegsproduktion, Albert Speer, den tausendsten Abschuß melden konnte, liegt schon weit zurück. In vorausschauender Arbeit sind viele Abschußplätze angelegt worden, daß das „V 2“-Feuer auf England unaufhaltsam weitergehen wird, so daß sich eines Tages die Welt von der Wirkung dieser neuen deutschen Fernwaffe überzeugen kann. England aber mag sich unterdessen darüber den Kopf zerbrechen, wie es ein Raketengeschöß, dessen Treffsicherheit und Fertigung es nicht zu stören vermag, auf die Dauer hinnehmen will.

Weihnachtsbetrachtungen beim Feinde

Das freudloseste Fest für ihn seit langer Zeit

Madrid, 23. Dezember

Seit Beginn dieser Woche sind die Militärberichterstatter der neutralen Länder in heillosen Verlegenheit. Seit Montag früh weiß man von der deutschen Winteroffensive im Westen, und Berlin schweigt sich bis auf gewisse Einzelheiten aus. Nahezu verzweifelt versuchen die Kommentatoren ihren Lesern die möglichen Absichten der deutschen Führung zu deuten, aber Berlin schweigt dazu. Nur die Tatsache einer erfolgreichen deutschen Offensive bleibt bestehen. Dafür zeigt die Nachrichtengebung der Gegenseite eine umso geschäftigere Nervosität. Die Madrider Zeitung „Informaciones“ faßt beide Tatsachen in der knappen Feststellung zusammen: „Während das vorsichtige Berlin schweigt, weisen die britisch-amerikanischen Rundfunk- und Pressenachrichten eine notorische Nervosität auf.“ Gleichzeitig stellt der New Yorker Berichterstatter des „Arriba“ fest, daß die nordamerikanische Presse ihre Leser zur Besonnenheit auffordert, und daß Washingtons offizielle Kreise die Lage als beunruhigend bezeichnen.

Unmittelbar vor Weihnachten, nachdem die englische Weihnachtsstimmung ohnehin auf einen Tiefstand gedrückt worden war, ist das englische Volk mit der sensationellen Mitteilung überrascht worden, das in aller Eile 250.000 Mann Verstärkungen für sofortigen Heeresdienst freigemacht werden müßten. Die jetzigen Maßnahmen wirken um so überraschender, nachdem erst vor kurzem die Heerwehr nach Hause geschickt worden war, was als ein Zeichen dafür gewertet worden war, daß es nicht mehr nötig sei, noch stärkere Kriegsanstrengungen vorzunehmen. Die neue Viertel-million wird auf Grund einer eiligen Kabinettsberatung, und zwar in der ungewöhnlichen Form eines direkten Kommuniqués aus Downing Street angefordert. Es heißt darin: „Um unsere Frontarmee aufrecht zu erhalten und zu vermehren, sollen in den nächsten Monaten weitere Mannschaften bereitgestellt werden.“

Eine schwedische Meldung aus London bestätigt, daß die neuen Mobilisierungen von dem Durchschnittsengländer als eine ganz unerwartete Sensation aufgefaßt werden. Hier werde auf dramatische Weise unmittelbar vor dem sechsten Kriegswihnachten die Auffassung der verbündeten Kriegsführung bestätigt, daß von einem Kriegsschluß gegenwärtig nichts mehr zu sehen sei.

Angesichts der deutschen Offensive im Westen kann keine Weihnachtsfreude aufkommen, so heißt es in einem Bericht des Londoner Korrespondenten der schwedischen Zeitung „Göteborgs Posten“. Ähnlich äußert sich der englische Kriegskorrespondent Jack Schelly: „Das ist das freudloseste Weihnachten für uns seit langer Zeit. Die deutsche Offensive dauert weiter an. Der Feind hat erstaunliche Kräfte eingesetzt. Er zeigt eine solche Kraft, die jedem von uns, der Deutschland für ein verwundenes Tier gehalten hat, in Erstaunen stürzt. Vor einiger Zeit nach unserem Vorstoß durch Frankreich und Belgien waren die meisten von uns fest davon überzeugt, daß unser Sieg bis Weihnachten gesichert sein werde. Wir können jetzt nur auf den Kalender blicken, um festzustellen, daß wir jetzt die vielleicht grimmigste Schlacht in unserer Geschichte schlagen.“

Der Wirrwarr des Empfindens angesichts der deutschen Winteroffensive ist also auf der Gegenseite erheblich. Den unausbleiblichen Optimisten aber schreibt die Madrider „Informaciones“ nüchtern ins Stammbuch, daß sie nicht glauben sollten, es handle sich um eine deutsche Prestigeaktion. So etwas sei völlig unbrauchbar bei der deutschen Kriegsführung, im Gegenteil, die Sache sei sehr ernst. Wenn die Briten und Nordamerikaner jetzt behaupten, sogar Nebel sei auf deutscher Seite, so sei jedoch Tatsache, daß die Deutschen sich nur auf sich selbst und den Koppelspruch „Gott mit uns“ verlassen.

Eichenlaub für Major Jakob

Führerhauptquartier, 23. Dezember

Der Führer verlieh am 8. Dezember das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Major Fritz Jakob, Führer eines Volksgrenadier-Regiments, als 681. Soldaten der Deutschen Wehrmacht.

Nationalitätenrat gegründet

Berlin, 23. Dezember

Das Komitee für die Befreiung der Völker Rußlands trat dieser Tage in Berlin zu einer Sitzung zusammen, auf der General Wlassow einen Rechenschaftsbericht über den Stand der Freiheitsbewegung der Völker Rußlands gab. Auf der gleichen Tagung beschloß das Komitee die Gründung eines Nationalitätenrates, dem Vertreter der verschiedenen Völker Rußlands angehören sollen, die gestützt auf die im Manifest verkündete Gleichberechtigung, als Berater für nationale Fragen fungieren werden.

Die Zange gegen Budapest

Erfolgreiche deutsch-ungarische Abwehr

v. Lo. Budapest, 23. Dezember

Nachdem die Sowjets ihre Verbände aufgefüllt haben, nehmen sie die schon früher einmal versuchte Zangenoperation beiderseits des Brückenkopfes Budapests wieder auf. Während die Fesselungsangriffe zwischen Drau und Plattensee stärker wurden, unterbrach zwischen Plattensee und Donau in dem Raum südöstlich Stuhlweissenburg ein gewaltiges Artillerieduell die Stille der letzten Tage. Zehn sowjetische Schützendivisionen trafen dann zum Sturm an. Aber die deutsche Führung war auf die Aktion vorbereitet und hatte größere Reserven bereitgestellt, die sofort zu wuchtigen Gegenangriffen übergingen und eingedrungene Panzergruppen des Feindes zerschlugen. Ein überraschender Panzervorstoß in die linke Flanke der Sowjets brachte eine heillose Verwirrung in die Reihen der Angreifer.

An dem von Szecseny weiter nach Süden vorspringenden deutschen Frontbogen bis in das Tal des Beren Jeso hinein hielten die schweren Kämpfe an, wobei die deutschen und Honvedverbände wiederum durch Sperrfeuer und im Nahkampf ihre Stellungen erfolgreich verteidigten. Bei Kaschau griffen mehrere sowjetische Reserven vergeblich an — dagegen wurden die Vorstöße von Osten gegen Kaschau wesentlich schwächer.

Ungarns Volkssturm tritt an

Budapest, 23. Dezember

Vor einigen Tagen erschienen an den Mauern Budapests ein Aufruf des Honvedministers Bercidy, in dem alle wehrfähigen Ungarn zum Schutz des Vaterlandes zu den Waffen gerufen werden. Seit rund einer Woche haben sich Tausende und aber Tausende in jenem bekannten Militärgebäude Budapests gemeldet, von wo aus vor 24 Jahren die Gegenrevolution der Kadetten ausging, die die Vernichtung und Zerschmetterung der bolschewistischen Terrorherrschaft Bela Khuns erreichte. Nach der ersten Zählung haben sich bereits mehr als 10.000 Mann zu den Fahnen der hungaristischen Legion gemeldet.

100 Verschütteten das Leben gerettet

Berlin, 23. Dezember

Der Führer verlieh das Ritterkreuz zum Kriegsverdienstkreuz mit Schwertern an den NSKK-Sturmführer Ludwig Loibl, geboren am 6. Dezember 1914 in München, zur Zeit in Wetter (Ruhr). NSKK-Sturmführer Loibl ist weder Luftkriegseinsatz in dem vom Terror schwer heimgesuchten Gau Westfalen-Süd gefahren und hat dabei etwa 100 Verschütteten das Leben gerettet.

Druck und Verlag Marburger Verlags- und Druckerei-Ges. m. b. H. — Verlagsleitung: Egon Baumgartner, Hauptschriftleitung: I. V. Robert Kratzert, beide in Marburg an der Drau, Badstraße 6.

Zur Zeit für Anzeigen die Preisliste Nr. 3 gültig

Untersteirische Jugend mit Hacke und Spaten

Die Arbeit war schwer, aber sie wurde gemeistert

Spaten und Waffen, ihr seid Zeichen der ehernen Zeit, und wir sind euch ergeben, zu Tod wie Leben bereit, vor Gott und dem Volk und der Welt wollen wir euch bräutlich erheben. —

Diese Worte standen leuchtend über der untersteirischen Jugend, die vor einiger Zeit versehen mit schwerem Gepäck, ihre Heimatorte verließ, um den Arbeitsplatz oder die Schulbank mit dem Dienst mit Hacke und Spaten beim Bau der Schutzstellungen an den Grenzen der Heimat zu vertauschen. Kam auch der Befehl zum Einsatz an diese Fronthelfer der Deutschen Jugend überraschend, so wurde er doch kompromißlos aufgenommen, denn jeder der Jungen rechnete es sich als eine Ehre an, in Deutschlands schwerster Zeit selbst mit Hand anlegen zu können und seinen Platz auszufüllen in der Fronthilfe der Deutschen Jugend.

Dem Befehl folgte die Tat. Sie brachte dem Tausendtschaftsführer, einem bewährten Bannführer der Deutschen Jugend, ferner den Bauunterabschnittsführern und auch den Hundertschaftsführern ein gehäuftes Maß voll Arbeit, denn es galt, dem Jungen, der nun mehrere Wochen, abseits

Spatenstiele brechen ab. Neues Material wird herangebracht. Viele Schwierigkeiten werden auch hier überwunden, ein einheitlicher Plan beherrscht das weite Feld, wo tausend Jungen arbeiten, wo manches frohe Lachen manche Verwünschung über den „Saudreck“, in dem man stehen muß, weil es am Tage vorher reichlich geregnet hat und das Wasser in den



Nach fleißiger Arbeit an der Baustelle...

Stellungen viel zu schaffen macht, ablöst. Doch es wird geschafft in einem Tempo, das dem stillen Beschauer Achtung abringt. Es ist Frontgeist der Jugend, der hier vieles ertragen läßt, was man in der Geborgenheit des elter-

lichen Hauses nicht entbehren zu können glaubte. So gehen die Jungen trotz mancher Widerwärtigkeiten mit Begeisterung an ihre Aufgabe, die ihr alleiniges Vorrecht ist. Ja, „wir bauen einen Wall“, dieser Sprechchor beim Auszug der Jungen aus ihrer Heimatstadt beherrscht diesen Arbeitstag, beherrscht die Wochen, in denen sie an der untersteirischen Grenze eingesetzt waren.

Mit einem Ehrgeiz, wie ihn nur der Junge kennt, sind die einzelnen Unterabschnitte dabei, sich gegenseitig in der Arbeit zu übertreffen. Herzhaft wird auch vom Kleinsten zugegriffen. Selbst unser jüngster Freiwilliger, ein zwölf-

jähriger Schüler, der unbedingt in den Reihen der Fronthelfer der Deutschen Jugend stehen wollte, schwingt seinen Spaten und die Erde fliegt in geübtem Schwung auf den Rand,

wo sie der Kamerad weiterführt. Und auf diesem laufenden Band bewegten sich in den Wochen der Fronthilfe der Deutschen Jugend bereits viele tausend Kubikmeter Erddreich.

Sechs Stunden arbeitet so der Junge, unterbrochen durch eine halbstündige Mittagspause, in der ihm neben der Marschverpflegung, die ihm bereits am Morgen zugeeilt wurde, noch eine warme, schmackhafte Suppe gereicht wird. Wenn es dann drei Uhr nachmittags geworden ist, ist die Zeit zum Heimmarsch beziehungsweise zur Heimfahrt gekommen, denn fast immer steht eine Kolonne von zehn Wagen bereit, die Tausendschaft in abwechselnder Fahrt wieder in das alte Schloß zu bringen.

Hundemüde kommt man in den Standort zurück.

Manchem der Jungen ist dieser harte Dienst in der Fronthilfe der Deutschen Jugend nicht leicht gefallen, die Arbeit war ihm ungewohnt, der Weg war ihm zu weit. Dann gab es Schwielen an den Händen und Schrammen an den Füßen. Doch all das wurde ohne Murren getragen, wußte man sich doch bei einem alten lieb und vertraut gewordenen Medizinalrat, der aufopfernd seinen Dienst versah, in bester ärztlicher Betreuung. „Uns kann nichts erschüttern“, war die Antwort, die man immer wieder erhielt und mit Stolz berichtete der größte Teil dieser Jungen zum Abschluß der Fronthilfe, keinen Tag an der Baustelle gefehlt zu haben. Manchem von ihnen packte wohl ab und zu das Heimweh, besonders wenn die Mutter manchmal gar zu oft zu Besuch in das Lager kam.

Mit dem Klappern der Kochgeschirre ist auch das Zeichen zum Essenempfang — es gibt auch heute einen schmackhaften Eintopf — gegeben und wie am Morgen, so rollt auch hier die Essenausgabe glatt ab. Bald senkt sich die Nacht über das alte Schloß und während sich die Hundertschaftsführer zu ihrer letzten Tagesbesprechung zusammenfinden, in der ein Rechenschaftsbericht gegeben wird, suchen die Jungen ihre Strohlager auf, wo sie der Schlaf bald gefangen hält. Nur der Schritt der Wachen hallt durch die Stille der Nacht.

Im Laufe der Einsatzzeit der Jungen staten auch Gauleiter Dr. Uiberreither, Bundesführer Steindl, Gebietsführer Danzinger, der stellv. Bundesjugendführer Dr. Zetter und Kreisführer Strobl dem Lager und den Arbeitsstätten einen Besuch ab und überzeugten sich persönlich von den Leistungen der Jungen, für die Dank und Anerkennung gefunden wurde.

So haben in den Wochen des Einsatzes die Fronthelfer der Deutschen Jugend in der Untersteiermark den Beweis erbracht, daß sie, Schulter an Schulter mit der Jugend aus allen Gauen des Reiches, ihren Posten im südöstlichen Grenzraum bezogen haben. Sie waren begeistert von der guten Kameradschaft, die alle verband, die vieles erleichterte, ohne die vieles nicht zu meistern gewesen wäre. Es



Gelernt ist gelernt

waren ja keine Knechte, die hier an der Grenze standen; getragen von der freiwilligen Bereitschaft arbeiteten sie oft bis zur Erschöpfung an der Erfüllung ihrer Tagesaufgabe, Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst war ihre Parole. Und wenn anlässlich des Abschlusses dieser ersten Fronthilfe der Deutschen Jugend die Bilanz gezogen wurde, so standen über ihr die Worte: „Wir haben es geschafft!“ Und diese Worte sind für die straffen Jungen die beste Anerkennung, für jene unverwundlichen Meckerer aber, die den sonderbarsten Gerüchten über das Schicksal dieser Jungen zum Opfer fielen und sich so zum Werkzeug unserer Gegner machten, waren sie die Antwort, über die sie beschämt nachdenken können.

Nun haben diese Jungen und mit ihnen Männer, Frauen und Mädel aller Jahresklassen und aller Stände im Wallbau der Heimat schon wieder viele Wochen der Bewährung hinter sich, in denen sie der schönen Untersteiermark und dem Reich ebenso treu und bedingungslos dienten. Mit Stolz lassen die Jungen das alte Kampflied Wahrheit werden, was sie einst sangen, als das Reich erobert werden wollte und was sie jetzt singen, wo gegen die äußeren Feinde zum letzten großen Waffengang angetreten wird: Was ist aus uns Jungen geworden — ein stürmender Schwerterorden. Über den Tagen der Fronthilfe der Deutschen Jugend der Untersteiermark aber stehen ehern die Sätze:

Spaten und Waffen, als Mann sah ich, ein Knabe, euch an, fühlte mich zu euch geladen. Nun ganz in eurem Bann, fangen zu singen an mit mir unzählige Kameraden.

Robert Krazert

Die Photos dieser Seite lieferten: Robert Kartzert (2), Gert Kramberger (1), DRK-Bildarchiv (Zenker) 1.

„Schwester, haben Sie Nadel und Faden...?“

Eine Marburger DRK-Helferin erzählt von ihrem schönen Dienst

Es ist 5.30 Uhr morgens. Eben ist der Pfiff zum Wecken durch den Führer vom Dienst verhallt, die Wachen sind abgerückt, da beginnt ein Leben im alten Schloß wie in einem Ameisenhaufen, das sich bereits in wenigen Minuten zu einer tadellosen Ordnung fügt, wenn die Hundertschaften zum Frühstücksempfang antreten. Eine gewaltige Menschenmenge bewegt sich, ohne zu drängen, an den Verteilerständen vorbei, jeder der Jungen weiß, daß er seine Ration erhält. Ein Bild der Disziplin, der Straffheit, mit der diese Jugend zusammengefügt ist. Eine Stunde später stehen diese Jungen wieder im Schloßhof zum Morgenappell, sie tragen gleich ihren älteren Kameraden, die ihnen als Führer beigegeben sind, den Arbeitsanzug. Alles ist hier vertreten, der Student der Lehrerbildungsanstalt steht neben seinem Direktor und seinem Erzieher, der Schlosserlehrling neben seinem Meister und Obermeister, der seiner Werkjugend zur Fronthilfe der Deutschen Jugend gefolgt ist, der Mechaniker neben seinem Ingenieur, der höhere Schüler neben dem Bäcker-, Schuhmacher-, Friseur- und Kaufmannslehrling. Und diese Männer und die Jungen kennen sich untereinander, sie fragen alle nicht nach dem Woher und dem Wohin, nach den Familienverhältnissen, wie das bei den Einsätzen der Älteren wünschenswert ist, sie wissen, daß sie eine einzige große Gemeinschaft sind.

Unteressen ist die Befehlsausgabe im Schloßhof erfolgt, der Tagesplan bekannt, dann rücken die Hundertschaften geschlossen zu ihren Arbeitsplätzen. Die neun Kilometer Marsch dorthin bereiten schon lange keine Schwierigkeiten mehr. Und dann das tägliche Bild der Spaten- und Hackenausgabe, will doch jeder sehen, daß er sein Werkzeug erhält, mit dem er sich schon so gut eingeschaft hat. Kurz darauf sehen wir diese frischen, immer freudigen, stets zum Übermut aufgelegten Jungen bei ihrer Schanzarbeit. In einer Stunde schon ist der Graben tiefer und breiter, von Stunde zu Stunde ist der Fortschritt sichtbar. „Es geht gut voran“, das ist das Urteil des Bauunterabschnittsführers, der mit den Unterführern dafür Sorge tragen muß, daß die Regelmäßigkeit der Arbeit erhalten bleibt. Ob dies schwer ist? Nun, jeder Unterführer wird hier die Antwort geben können. So zeigt sich hier ein Bild regen Schaffens. Bald gibt es Bruch, die

Wir alle haben uns, auch im Unterland, schon längst an den Anblick der Schwestern des Deutschen Roten Kreuzes gewöhnt. Wenn wir ihnen an ihren Einsatzstellen begegnen, denken wir freilich nicht mehr daran, daß sie beim Antritt ihres oft nicht leichten Dienstes schon eine ansehnliche Anzahl von Arbeitsstunden hinter sich haben und zusätzlich ihre Freizeit dem Deutschen Roten Kreuz zur Verfügung stellen. Mit welcher Begeisterung diese Frauen aber ihren Ehrendienst versehen, zeigen am schönsten die folgenden Zeilen, in denen eine Marburger Helferin über ihren Bahnhofsdienst bei der DRK-Betreuungs- und Labestelle berichtet.

„Ein Blick in meinen Taschenkalender bestätigt mir, daß ich heute von 19 bis 21 Uhr Bahnhofsdienst habe. Ich beeile mich im Büro, um bald nach Hause zu kommen. Die frisch

gewaschene und geplättete DRK-Uniform ist schnell angezogen, das Abendbrot rasch verzehrt, das Häubchen nochmals zurecht gerückt, und flugs geht es mit dem Fahrrad zum Bahnhof.

Ein Transport ist eingetroffen! Mehrere hundert Soldaten stehen vor der Küche Schlange. Ich freue mich sehr darüber, gibt es doch nun Arbeit, die von allen Helferinnen wohl am liebsten verrichtet wird, nämlich die Verköstigung der Soldaten. Schnell wird der Mantel abgelegt, und schon stehe ich neben einem vollen Kessel wohlgeschmeckender heißer Suppe. Ein Soldat nach dem anderen kommt, sich nach etwas Warmem sehnend und schiebt seine Eßschale auf das Fensterbrett. Rasch in jedes Gefäß einen Schöpfer Suppe, und wenn einer der Kameraden besonders hungrig ist, bekommt er natürlich auch einen zweiten. Wie

vielfach klingt nun das „Danke Schwester“, „Ach, die Suppe ist aber gut“, „Hm, die schmeckt aber“, und flott geht die Arbeit vorwärts. Der eine Kessel wird leer, ein zweiter angefüllt. Nach der Suppenausteilung gibt es noch Kaffee.

Der Transport ist abgefertigt. Die Küche wird sauber gemacht. Inzwischen hat man Zeit, mit den Kameradinnen, die gleichzeitig Dienst haben, ein wenig zu plaudern. Dabei wird auch die schwierigste Arbeit leicht. Die Küche ist nun rein, die Kessel für den nächsten Transport vorbereitet und schon brodeln neues Wasser für den frisch zu kochenden Kaffee und die Suppe. Ist die Küche soweit in Ordnung, begibt sich ein Teil der Helferinnen unter ihnen auch ich, in den Labe- und Betreuungsraum, um dort einzeln reisende und durchfahrende Soldaten zu betreuen. Da steht ein junger Soldat schon eine geraume Weile neben der Tür mit einem etwas kläglichen Gesicht. Auf meine muntere Frage, wo es denn fehle, höre ich: „Ach Schwesterlein, ein Knopf. Hätten sie nicht einen Faden und eine Nadel?“ „Jawohl, haben wir, ziehen sie nur rasch ihren Rock aus“. Schon bin ich zum Schneider geworden und versuche den Knopf auch ganz kunstgerecht anzunähen. Es kommen deren noch mehrere, einer will diese Auskunft, der andere jene. Ein dritter wieder möchte gern die Wartezeit bis zum nächsten Zug dazu benützen, um rasch einige Zeilen nach Hause zu schreiben, er hat jedoch sein Schreibzeug und Briefpapier zutiefst in seinem Tornister verpackt: ob ich nicht aushelfen könne? Ich krame in meiner umfangreichen Tasche und siehe da, das Gewünschte ist vorhanden. Es kommt auch einmal einer mit Zahn-, Magen- und Kopfschmerzen, mit irgendwelchen Verletzungen. Auch diesen Kameraden wird rasch und freudig Hilfe geleistet. Nun leert sich der Laberaum — ein Zug fährt ab. Die Kameraden ziehen wieder von dannen, und mit dem nächsten Zug kommen neue an.

Doch da öffnet sich die Tür und herein treten die Kameradinnen zur Ablöse. Ein erstaunter Blick fällt auf die Uhr. „Was, so spät ist es schon? Ist mein Dienst schon aus?“ Man kann es gar nicht fassen, so schnell vergeht die Zeit bei diesem abwechslungsreichen, schönen Dienst, bei dem wir vor allem immer bestrebt sind, unseren Soldaten die Gewißheit zu geben, daß sie stets mit jedem Anliegen zur DRK-Helferin kommen können.



In der Bahnhofsverpflegungsstelle werden Soldaten verpflegt

All'ag legende

Schon zwei Stunden standen und saßen die Menschen in den vielen Stollen, die in den Berg getrieben waren und ihnen sicheren Schutz vor Fliegerangriffen gewährten. Leise Gespräche wurden geführt, mancher Seufzer erklang, und die Leute erzählten einander von ihren kleinen und großen Nöten, sprachen vom Alltäglichen, und eine Frau gab ihrer Nachbarin ein Rezept für besonders schmackhafte Roggenknackerin. Man sprach auch von Vergangenen — alte Menschen sind schon so — und erinnerte sich an die Jahre, in denen man in den Vorweihnachtstagen vor blitzenden, funkelnden Schaufenstern stand. „Wird alles wieder kommen!“, meinte ein Philosoph, und dann wurde es still. Der Lautsprecher gab eine Durchsage. Das war das einzige, was man von der Außenwelt hörte; denn die mächtigen Bergwände dämpften milde das Geschehen von draußen. „Lieber Gott!“, sagte eine Frau und streichelte dabei den Scheitel ihres schlafenden Buben, „was werden wir sehen, wenn wir herauskommen? Steht mein kleines, liebes Häuslein noch?“

Wenn man so stundenlang im Luftschutzstollen sitzt dann wird man müde und traurig und bei vielen kommt wohl auch die Hoffnungslosigkeit. So war es auch an diesem Tag, von dem ich erzähle. Die Gespräche verebbten, und nur einmal klang die helle Stimme eines Kindes auf: „Mutti, in dieser Höhle muß es doch Zwerges geben!“

Dann schwiegen alle. Es knackte im Lautsprecher — das Vorzeichen einer Durchsage. Kam die ersehnte Entwarnung? „Bitte einen Arzt und eine Rote-Kreuz-Schwester in den Stollen fünf! Auch eine Hebamme soll sich melden! Eine Frau entbindet...“

Da rauschte es auf, von vielen hundert Stimmen, die die Botschaft weitergaben. „Ein Kind wird geboren!“ Und in den Rufen der Menschen, die hier, in der Tiefe des Berges, zwischen nackten Felswänden Zuflucht vor dem Tod gesucht hatten, lag kein Schrecken oder Verwirrung. Es klang Freude und Hoffnung in jeder Stimme auf. Ein Kindlein wurde geboren! Ein neues Leben entsproß in Dunkelheit, man wählte, sein feiner Herzschlag dränge durch den Fels und strebe zum Licht.

Hans Auer

Dr. Goebbels spricht am Heiligabend

Reichsminister Dr. Goebbels spricht zum Heiligabend, dem 24. Dezember, um 21 Uhr über den Großdeutschen Rundfunk zum deutschen Volk.

Einschreib- und Wertbriefverkehr eingeschränkt

Sofortmaßnahmen der Reichspost — Neue Vorschriften für Einschreibsendungen

In letzter Zeit hat sich bei den Postbenutzern die irrtümliche Annahme verbreitet, die Einschreib- und Wertbriefe liefen schneller als die gewöhnlichen Briefe. Es wurden daher auch Briefe mit rein persönlichen Benachrichtigungen unter Einschreiben oder Wertangabe eingeliefert. Die Folge davon war ein derart lawinenartiges Anschwellen der Zahl der Einschreib- und Wertsendungen, daß dadurch die ordnungsmäßige Beförderung und Behandlung dieser Sendungen sowie vor allem aber auch die der gewöhnlichen Briefsendungen gefährdet wurde.

Um der nicht eingeschriebenen Postkarte und dem nicht eingeschriebenen Briefe, die die normalen Postnachrichtsmittel sind, wieder zu ihrem Recht zu verhelfen und sie in ihrer Beförderung zu beschleunigen, hat daher der Reichspostminister ab sofort die Zahl der zur Einlieferung zugelassenen Einschreibpostkarten, Einschreib- und Wertbriefe grundsätzlich auf $\frac{1}{4}$ der Einlieferungsmenge vom Juli 1944 beschränkt. Die einzelne Sendung darf ferner nicht mehr als 100 g wiegen und folgende Höchstmaße nicht überschreiten: in rechteckiger Form Länge, Breite und Höhe zusammen 50 cm, größte Länge jedoch nicht mehr als 30 cm, in Rollenform Länge und der zweifache Durchmesser zusammen 60 cm, Länge jedoch nicht über 50 cm.

Um jedoch darüber hinaus jedem Volksgenossen, insbesondere jedem Geschäftsmann,

Weit und vielgestaltig führen die weihnachtlichen Straßen in die Städte und Dörfer unserer untersteirischen Heimat und jeder, der sie benutzt, sieht es als eine Selbstverständlichkeit an, sie stets, selbst jetzt im Krieg, in bester Ordnung vorzufinden. Selten, höchst selten sogar, werden die Gedanken dieser Straßenbenutzer auch nur einen Augenblick bei jenem Mann verweilen, der abseits der menschlichen Behausungen still und einsam seinem Dienst nachgeht, den man deshalb gern im großen Heer der Werktätigen übersieht. Es ist der untersteirische Straßenwärter, der wie ein Jäger und Heger mit seinem Jagdrevier mit seiner ihm zur Aufsicht übergebenen Landstraßenstrecke eng verwachsen ist.

Wie sein Arbeitsfeld, so liegt auch sein kleines Wohnhaus abseits des Dorfes. Die Dunkelheit, die in weihnachtlicher Zeit sich schon früh über die Fluren legt, hält auch uns bereits gefangen, als wir einen Schritt in das bescheidene Heim eines alten, untersteirischen Straßenwärters tun, der schon vier Jahrzehnte treu seinem nicht leichten Beruf nachgeht. Vergnügt wie immer, zu jeder Antwort gern bereit, gilt uns sein Gruß und auch seine bejahrte Lebensgefährtin, die Freud und Leid in den vielen Jahren des Zusammenlebens mit ihm teilte, hat sich eingefunden in der kleinen „Kuchel“, wo auf dem offenen Herd ein bescheidenes Mahl zubereitet wird.

Und dann berichtet uns der Alte von seinem Tagwerk, von seinem Beruf, den er so liebt, denn jeden Baum an der weiten Strecke hat er gepflanzt, hat er wachsgesehen, hat er gepflegt, bis der Baum seine Früchte brachte. Und auch dann ruht seine Aufgabe

nicht, denn auf jede Beschädigung der Bäume hat er zu achten. „Immer“, so meint er, „trage ich die Bastschnur bei mir, um auch hier Wunden zu verbinden.“ Und dann erzählt er uns von den vielen Kleinarbeiten, denn die kleinen Reparaturen der Straßendecke obliegen ihm, die Wasserabzüge sind in Ordnung zu halten, die Beschilderung ist nachzuprüfen — was besonders an Gefahrenstellen wichtig ist — und bei größeren Kolonnenarbeiten wie z. B. beim Teeren der Straßen im Sommer, oder wenn Sand, Split oder Steinmaterial angefahren werden, ist ihm die Überwachung dieser Arbeiten aufgetragen.

Während der Alte, der nun schon seine über sechs Jahrzehnte auf seinem Rücken hat, ledächtig auf und ab schreitet, strafft sich seine Gestalt, als wollte er damit sagen: Ja, da draußen auf meiner Straßen bin ich jung geblieben! Und so ist es auch. Mit freundlichen Worten, streift er nochmals seine geliebten Bäume am Straßenrand, bei denen er neben der sonstigen Baumpflege auch darauf achten muß, daß sie bis zu vier Meter hoch über dem Fahrdamm ausgetastet werden, damit hohe Lastfahrwerke ungehindert die Straße passieren können. Auch das Ausschneiden der „Räuber“ — der wilden Triebe am unteren Stamm — ist seine Aufgabe. „Besonders schwere und verantwortungsvolle Arbeit bringt jedoch der Winter mit sich“, unterstreicht er seinen Arbeitsbericht, den er uns freundlich gibt, „da heißt es nicht nur bei starkem Schneefall Schneezäune aufstellen und bei Vereisung der Strecke zur Verhütung von Unfällen die „Fahnen“ ausstecken, sondern alle paar Stunden muß die Strecke abgefahren

oder abgegangen werden, um jederzeit über den Zustand der Straße im Bilde zu sein.“ „Was tun sie, wenn sie plötzlich über Nacht bis über die Ohren im Schnee sitzen?“ Der Alte lächelt, als wollte er sagen: das ist hier im Unterland mit seinen plötzlichen großen Schneefällen nichts Neues und mir schon vielmals passiert. „Nun, dann heißt es mit dem ersten Hahnenschrei auf dem Posten sein, der Schneepflug wird angefordert, ist dieser dann gefahren und hat eine Fahrbahn geschaffen, heißt es „Ausweichen“ schaufeln.“

„Und was meinen sie, wie das Eis den jungen Obstbäumen schadet! Das muß abgeschüttelt werden. Das ist oft eine mühselige Arbeit, wenn man bedenkt, daß ich eine reichlich zehn Kilometer lange Strecke, die manchmal auch beiderseitig bepflanzt ist, zu betreuen habe.“

Mit bedenklichem Kopfnicken spricht er weiter von seinem Beruf, an dem er hängt, bis ein Lächeln über seine wetterharten Züge gleitet. „Daß es neben diesen ernsten Dingen auch an der Unterhaltung nicht fehlt, brauche ich nicht erst zu erzählen. Oft komme ich mir wie ein regelrechtes „Auskunftsbüro“ vor. Die sonderbarsten Dinge wollen die Straßenpassanten wissen, angefangen bei der genauen Uhrzeit bis zur Geh- und Fahrzeit in viele Orte des schönen Unterlandes und zur nächsten Tankstelle. Nun, man tut, was man kann.“ Viel berichtet uns noch dieser „Freund der Landstraße“ von seinem Werken und Schaffen, mit Liebe und innerer Freude spricht er von seinem Weibe, die ihm manche Last tragen half. Seine Augen leuchten auf, als er draußen auf „seiner“ Strecke unseren tapferen Soldaten herzlich zuwinkte, als sie seine untersteirische Heimat heimholten ins Reich. Er gedenkt seiner drei Jungen, die nun selbst das Ehrenkleid des deutschen Soldaten tragen und an den Fronten des großen Krieges ihre Pflicht erfüllen wie er es einst tat, als er im Weltkrieg für seine Tapferkeit mit der großen silbernen Verdienstmedaille ausgezeichnet wurde. Stolz ist er weiter auf seine fünf Enkelkinder, die ihn immer in seiner ländlichen Stille, abseits der großen Straße der Menschen, besuchen kommen.

R. Kratzert

Top'erer Untersteier

Aus der Ortsgruppe Strahleck, Preß Pettau, wurde der Gefreite Konrad Wogrin für Tapferkeit vor dem Feinde mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse ausgezeichnet.

Den Bund fürs Leben gingen ein: In Marburg: Hans Lurger und Olga Semlitsch; Karl Güth und Angela Ogrisek; Dr. Ing. Bernhard Pototschnig und Irene Lengitz, geb. Blum; Gerhard Salewsky und Maria Puschitsch; Josef Gorenak und Cécile Planitz, geb. Kunel, und Franz Weber und Julie Grimm.

Todesfälle. In Marburg ist der Portier der Reichsbahn i. R. Matthias Schescho aus der Khyßgasse 4 im Alter von 79 Jahren gestorben. In der Benzgasse 46 in Marburg starb das Angestelltenmädchen Leopold Zweito. In der Kokoscheggstraße verschied der 17jährige Lehrling Anton Ubeleis. Im Freigraben 38 verstarb die 33jährige Köchin Aloisia Plawetz und in der Horst-Wessel-Gasse 1 in Marburg die 39 Jahre alte Schuhmachersgattin Erna Dog-scha. Ferner starben in Tüffer die 49jährige Private Aloisia Mastnak und in Schwanberg der 58jährige Gendarmierwachtmeister i. R. Anton Stern.

Aerztlicher Sonntagsdienst

C1111

Am 23. und 24. Dezember. Dauer: Samstag mittag bis Montag früh 8 Uhr.
Diensthabender Arzt: Dr. Alfred Fischer, C111, Bismarckplatz 6.
Diensthabende Apotheke: Kreuz-Apotheke, C111, Prinz-Eugen-Straße.
Am 25. und 26. Dezember: Dauer: Montag 8 Uhr früh bis Mittwoch 8 Uhr früh.
Diensthabender Arzt: Dr. Emil Watzke, C111, Sachsenfelderstraße 31.
Diensthabende Apotheke: Marienhilf-Apotheke, C111, Marktplatz 11.

JAN VON WERTH

Ein Reiterroman von Franz Herwig

Abdruckrechte Verlag Schwingenstein München

45 Fortsetzung

Jussac sagte leise zu ihr: „Fürchtet Euch nicht, wir kommen hindurch.“

Nach einer Weile strich Waldluft kühl und stark durch die Wagenfenster. Marie-Anne richtete zum erstenmal das Wort an ihren Begleiter, der ihr Gatte war:

„Wo sind wir?“

„Im Walde von Vincennes. Wenn der Morgen graut, seid Ihr auf eigenem Boden.“

Da sagte sie aus tiefstem Herzen:

„Gott sei dank.“

Die ingrimmige Wut, die in Paris gegen den Kardinal tobte, war der Erfolg eines gewissen Herrn Jan, früher schlichtweg Jan, jetzt aus kaiserlicher Gnade Freiherr von Werth. Der Kardinal glaubte die Grenzen seines Landes genügend geschützt. Aber Jan stand in Flandern, ehe Richelieu sich die Augen gerieben hatte. Und ohne Zögern stieß Jans kleines Heer zwischen Mons und Valenciennes hervor. Vor ihm her floh ein Schneegestöber von Mannfeßen, die das Volk zum Aufstand gegen Ludwig den Dreizehnten und Richelieu aufriefen, und die den Entschluß der Kaiserlichen kundtaten, nicht eher den Dänen einzustecken, bevor nicht die vertriebene Königin Maria von Medici in ihre Rechte eingesetzt wäre. In der Pikardie begann es zu grollen. Und indessen

Jan unter der wilden Musik seiner Trompeten und Heerpauken die französische Erde überflutete, begrüßten ihn allerorten die Pikarden: „Vive Jean de Werth!“ Die Furcht, blaß, mit fliegendem Haar, raste seinen Regimentern voraus, stand plötzlich auf allen Plätzen und Straßen und schrie und schrie. Fünfhunderttausend Pariser waren vor Entsetzen starr.

Unaufhaltsam zog das Werth'sche Wetter auf die Somme zu. Zwar warfen sich hier und da französische Truppen dem Sturm entgegen, aber noch ehe die Attacke der Reiter Jans sie erreichte, zerstoßen sie. Ein starkes französisches Heer unter dem Grafen von Soissons hielt den Übergang über die Somme. Aber gerade da, wo sie es erwarteten, setzte Jan nicht über. Als die Franzosen es merkten, war es zu spät. Eine ungeheure schwarze Wand, aus der es tausendfach blitzte, fegte dicht über dem stäubenden Blachfeld auf sie zu, und der Donner „Werth! Werth!“ war ihr voraus. In einem fürchterlichen Krachen und Schreien kam der Anprall, und dann war Flucht, rasende Flucht und Gemetzel, wüstes Gemetzel. Weiter! Weiter! Jenseits der Oise liegt Paris! Französische Hilfsvölker ziehen heran. So zwei-, dreitausend Mann, Reiter und Fußvolk, unter dem Marquis von Bonnavet Jan sprintet aus den Wäldern auf sie. Nach einer halben Stunde jagt ein winziger Rest auf schaumtriefenden, blutenden Gliedern nach Süden, über die Oise.

In der Nacht hört man das gellende Krachen, mit dem die Steinbögen der Brücken gesprengt werden. Jan lacht. „Ich komme auch so höher!“ Im Morgenrauschen spritzt das Wasser der Oise, dort, wo die geheime Furt ist,

unter dem langen Galopp der Werth'schen Reiter. Wo eine Stadt auf ihrem Wege liegt, bringen angstgelaute Bürger die Schlüssel der Tore. Und wo Dörfer waren, ist bald nur ein qualmender Trümmerhaufen; die Bauern schlagen mit Knütteln auf ihre Pferde, die hochbeackte Karren ziehen, und mit ihrer Flucht kommt das Entsetzen nach Paris. Nonnen und Mönche, keuchend unter der Last der rasch zusammengerafften Kirchenschätze, drängen in Scharen südwärts, südwärts in das schützende Paris. In Paris aber ist Aufruhr und Mord: der König ist nicht mehr sicher und der Kardinal nicht. „Jean de Werth!“ brüllt man ihnen ins Gesicht. „Jean de Werth!“ Der letzte Tag für Frankreichs Hauptstadt scheint nahe herbeigekommen.

„Sire, wo sind die Soldaten und Feldherren bereit, Paris zu verteidigen? Wo die Wälle und Mauern, Embranz, daß ein wehrloses Volk sich dahinter berse? Sire, wo sind die Geschütze, wo ihre Strafe des Himmels für deine Verbindung mit dem Schweden!“

Auf der Landstraße nach Chartres und Orleans verfahren sich die Karossen, Wagen und Karren ineinander. Paris war nicht mehr sicher; wer fliehen konnte, foh Jan de Werth, der die Somme übersprang und die Oise, wird auch die Seine überspringen! Flieht nach Tours, bis jenseits der Loire!

Selbst der König ließ die Schlütze des Louvre auf Wagen laden. Seine Majestät war in Paris nicht mehr sicher. Besser, man fuhr nach Blois oder gleich nach Orleans. Nur der Kardinal, nach zwei Tagen der Bestürzung, handelte. Er ließ die Gesellen und Lehrlinge

mit Waffen versehen. Ungeheure Geschütze, Veteranen aus der Belagerung von 1593, die von vierzehn Pferden gezogen werden mußten, ließ er aus dem Zeughaus auf die Wälle bringen; Greise und Weiber mußten an den Schutzwehren schaufeln.

Jan war in St. Denis. Seine Reiter streiften bis vor die Tore von Paris, jagten in einer weiten Kurve die Mauern entlang und schossen lachend ihre Pistolen in die Luft ab.

An einem Abend ritt Jan mit dreißig Dragonern vor. Er erreichte das Ufer der Seine in der Nähe von Corbeil und ließ seine Reiter sich mit einigen Bauern kriegerisch beschäftigen, bis sie ihm den Stand der Arbeiten an den Verschanzungen der Seinerbrücken verraten hatten. Es war eben erst dunkel geworden, die Güle waren noch frisch, und es schlen Jan Sünde, jetzt schon ins Lager zurückzukehren. Er ritt langsam voraus, immer die Seine aufwärts, vielleicht konnte man noch Corbeil überrumpeln oder ein französisches Lager zersprengen.

Ihm war sehr wohl. Er spielte mit den Zügeln und piff sich eins. Hinter ihm klang der gleichmäßige Trab seiner Reiter.

Ich bin nun in Paris, dachte er. Wenn der Spanier nicht zu lange zögert, flattern der Doppeladler in drei Tagen über dem Louvre. Dann werde ich vor ein gewisses Kloster reiten, und in die Kutsche des Kardinals, die ich mitnehme werden zwei Damen steigen, die ich lange nicht gesehen. Wir werden ein hübsches Festmahl haben, und ein gewisser Herr Durante wird mir die Stiefel ausziehen. Ist doch eine lustige Welt!

Soldatenweihnacht

Aus Büchern des ersten Weltkrieges

„Wundervoll funkelt der Sternenhimmel über der hauchstillen Schneelandschaft an den Vogesen-Vorbergen. Es ist zauberhaft still, daß ich, ergriffen, mein Herz ruhig und regelmäßig unter der Uniform pochen höre. Heißt sein Pochen wirklich so, wie ich es mir deute: „Weihnacht — Weihnacht! — Weihnacht?“

Ich weiß es nicht gewiß. Aber ich glaube fest daran. Eine solche Weihnacht unter freiem Himmel habe ich noch niemals erlebt.

Mächtig und voll von Ewigkeitsleuchten, steht das riesige Sternbild des „Orion“ über mir. Das Weltall grüßt mit Lichtbotschaft den zu dieser Nacht einsam und lautlos in der Chaussee stehenden Alarmschützenposten der großen deutschen Wehrmacht.

Erich Holmke,

„Frontkämpferleben“ aus „Die Mannschaft“.

*

„Punkt Mitternacht brannten wir die Kerzen an und schauten, solange die fünf Flämmchen brannten, schweigend in den Lichterglanz. Dann setzten wir drei uns an das Bett, das den Tisch vorstellte, der Offizier schenkte die Flasche Wein aus, die er mitgebracht hatte. Wir tranken, aßen den trockenen Bäckwaren und dachten an die Heimat und an vergangene Zeit. Uns Reden war's keinem.

Nur der Ofen in seiner Ecke schnurrte wie eine zufriedene Katze. Im Graben, auf dem Holzkrost, stapfte der Posten auf und nieder, und ein Maschinengewehr, das ferne knatterte, war die Antwort auf die Botschaft des Engels.

Oskar Wöhrl, „Das Baumersbuch“.

*

„Weihnachten wirst du soviel an mich wie ich an dich gedacht und wohl einen Brief von mir vermisst haben. Ich wollte, du wärest an diesem Abend hier bei mir gewesen und hättest neben mir an der Brustwehr auf die Weihnachtslieder gelauscht, die aus den Gräben am See und unter der Erde hervor leiser und lauter in das Schneegestöber klangen. Dann hätten wir ohne Worte mehr gesagt, als die längsten Briefe es können.“

Walter Flex, Brief aus dem Felde.

Der Zwergkönig

Von Josef Friedrich Perkonig

Das ist ein rauher Weihnachtsabend, im Himmel schütten sie den Schnee aus großen Reutern, und sie werden nicht leer. Schwer nur werden in dieser Weihenacht die Geister ihren Weg finden, und die Menschen werden daheim bleiben.

Klopft aber da nicht jemand an das Tor? Oder ist es nur der Sturm?

Der Bauer geht doch hinaus und schiebt den Riegel zurück, da steht ein Männlein draußen in der bösen Nacht und ist über und über beschneit. Der Bauer gibt dem Männlein einen herzlichen Abendgruß und heißt es eintreten. Es kommt mit zierlichen Tritten in die Hauslaube herein, und auf einmal ist kein Schnee mehr auf ihm. Es tritt nicht auf die Türschwelle, es scheint, daß es behutsam den Fuß darüber hebt; inmitten der Stube bittet es: „Gib mir ein Nachtlager, Bauer.“ „Du sollst bei uns gut schlafen. Aber willst du nicht zuvor mit uns essen?“ „Einen Hunger habe ich auch, ja.“ Und das Männlein setzt sich hinter den Tisch, es ist kleiner als das jüngste Kind, reicht kaum mit dem Kopf bis zum Tischrand. Nach dem Essen sagt es: „Es ist schon spät, ich bin müd.“ Da weiß der Bauer sicher, daß er keinen irdischen Gast beherbergt.

Am nächsten Morgen beim Abschied kramt der Kleine eine Weile in seinem Ranzel und legt dann dem jüngsten Kinde zwei Äpfel neben den Kopf, einen links und einen rechts. Oh, wie sind sie wunderbar rot und gelb, wie Früchte im Sommer und Herbst nicht.

„Bis zum Zaun hin habe ich den Weg ausgeschaufelt“, sagte der Bauer.

„Das ist genug“, dankt das Männlein. „Dann ist es leicht für mich.“

Der Bauer schaut ihm heimlich nach, es geht zum Zaungatter, nicht anders wie Hausleute, dann aber steigt es auf den tiefen weichen Schnee hinauf und bricht nicht ein. Deutlich sieht er und läßt es sich auch später nicht ausreden, daß sich der spitzige Filzhut in eine goldene Krone verwandelt.

Bald ist das Männlein im Nebel verschwunden. Der Bauer geht zurück ins Haus, da ist dem erwachten Kinde gerade ein Apfel aus der Hand gefallen und er schlägt schwer auf den Holzboden. Der Bauer hebt den Apfel auf, da ist er aus lauter Gold, und der zweite im Betteln auch.

So etwas redet sich schnell in der Gegend herum, und es sind da einige Leute, die möchten auch den Zwergkönig beherbergen. Und ein Schäfer denkt sich: Ob ich jetzt Körbe flechte oder nach dem Zwergkönig auslaue, es ist das eine und das andere ein Geschäft und wird zuletzt bezahlt sein. Er steigt auf den Schneeberg und ruft droben im verschneiten Wald das Männlein.

„Kehr zu bei mir“, schreit er ein über das andere Mal. Er läßt nicht ab, den König zu rufen, da wälzen die Zwerge unter Blitz und Donner einen Felsblock zu ihm herab. Es ist ein kleiner Berg und knapp vor dem Fuß des Schäfers hält er an. „Warum soviel?“ schreit er in die Höhe hinauf, „ein Apfel war mir genug.“

Der Sturm lacht ihn aus. Der Schäfer brauchte jetzt bloß den Felsblock zu umschreiten. Da tritt er hinter ihm ein Männlein mit einem spitzigen Filzhut antreffend. Und mit dem käm er gewiß ins Gerede. Aber der Schäfer ist nicht an einem Sonntag geboren, und ein gutes Herz hat er auch nicht. So ruft er dem Zwergkönig ein arges Wort zu und stampft durch den Schnee wieder zu Tal.

Madonna mit dem Hasen

Von Hans Auer

Das geschah im ersten Weltkrieg in irgendeinem Lande, auf irgendeiner der Rückzugsstraßen, auf denen die Flut der Feinde nachdrängte. Es war zur Weihnachtszeit und statt weihvoller Klänge orgelten die Granaten durch die Luft.

Mit ihren Habseligkeiten strömte die Bevölkerung zurück; aber es ging nicht mehr geordnet, manchmal wurde der Strom unterbrochen und da zerstob manche Familie in alle Winde. Eine Mutter mit ihrem kleinen Buben, die wollte sich von ihrem Haus und ihrem Hab und Gut nicht trennen. Sie blieb bis zum letzten Augenblick, als aber links und rechts von ihrem Garten die Erde von den Einschlägen aufspritzte, da lief sie, den Kleinen an der Hand, die Straße zurück, den anderen nach.

Es war zu spät. In einem halbeschossenen Haus mußte sie Deckung suchen und als sie zitternd im Keller saß, da war das Buben weg. Sie schrie auf, rief tausendmal seinen Namen — es blieb ruhig, nur das Jaulen der Granaten gab ihr Antwort. Da schwieg sie schließlich, entzündete ein Stumpfen Kerze und faltete die Hände.

Über ihr war die Hölle los. Dann wurde es still. Ganz still. Hörte sie nicht ihr Kind rufen? Ach nein — ihre Ohren wollten die geliebte Stimme wohl allzugen vernehmen. Da drang aber ein kleiner Laut durch das Schweigen, ein Rascheln und Knistern. Ratten? Die Frau schauerte, dann stand sie auf, die Kerze flackte auf in ihrer bebenden Hand. Von einer Kiste in der Ecke kam das Geräusch und darin saß ein Häslein, ein schneeweißes Kaninchen, und es zitterte in seiner Trostlosigkeit so sehr,

daß die Frau es aufhob und auf ihren warmen Schoß setzte. Der Hase sah sie an und in seinen Tieraugen lag so etwas wie Dank...

So saß sie Stund um Stund und manche Träne tropfte auf das schneeweiße Fell des Häsleins. Und weil sie ja niemanden hatte, dem sie ihr großes Leid um ihr verlorenes Kind klagen konnte, so begann sie dem kleinen Tier ihr Herz auszuschütten, sprach mit ihm und erzählte von ihrem Buben. Wie er die ersten Schritte machte, das erste Wort stammelte und wie seine Hände weich und zart waren. Und wie er in die Hände klatschte, als sie ihn im Frühjahr auf die Wiese führte und er die erste Primel fand. So erzählte sie dem Hasen, der wurde ganz still, er verstand sie wohl nicht; aber er fühlte sicher das Leid der Kreatur. Und wenn dieses Bild im Keller, die Mutter, die ihr Kind verloren hatte, mit dem Häslein am Arm bei rotem Kerzenschein ein Maler gesehen hätte, er würde ein Bild geschaffen haben: Madonna mit dem Hasen.

Da aber spitzte er plötzlich seine Löffel und es war keine Täuschung mehr, als die Frau ein dünnes Stimmchen vernahm: „Mutter! Mutter!“

Sie lief über die dunkle Kellerstiege hinauf, kletterte über schwebende Balken mit einer Kraft, wie sie nur eine Mutter haben kann, wenn es gilt, ihr Kind zu retten. Und sie fand es auch, eingeklemmt zwischen Mauerwerk, aber heil.

Dann zogen sie weiter, die Straße entlang, das Häslein aber nahmen sie mit, und wenn es nicht gestorben ist, so lebt es heute noch...

WEIHNACHTSLIED

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte
Ein milder Stern herniederlacht;
Vom Tannenwalde steigen Düfte
Und hauchen durch die Winterlüfte,
Und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,
Das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken
Mich hehlich heimlich verlocken
In märchenstille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
Anbetend, staunend muß ich stehn;
Es sinkt auf meine Augenlider
Ein goldner Kindertraum hernieder,
Ich fühl's: ein Wunder ist geschehn.

Theodor Storm

Reise in die weite Welt

Von Bruno Brehm

Morgens kroch der Jüngste zu seiner Mutter in das Bett: „Nimmst du mich mit in die weite Welt?“ fragte er, sich den Schlaf aus den großen Augen reibend.

„Dich nehm' ich überall hin mit“, erwiderte die Mutter, „denn du bist ja der kleine brave Roland.“

„Auch in die weite Welt?“ wiederholte Roland seine Frage.

Die Mutter horchte auf: „Ja, du Lieber, wo glaubst du denn, daß die weite Welt ist?“

Da meldete sich aus dem Nebenzimmer der größere Bub Klaus, der auf seinem Bettrand hockte und sich zum Schulgang die Schuhe anzog: „Ich will dir etwas sagen, Roland. Du brauchst nur vor die Türe in den Garten gehen, und schon bist du in der weiten Welt.“

„Das ist nur ein kleines Stück davon“, meinte sich nun Helga, die Älteste, in das Morgengespräch, „die weite Welt ist viel, viel größer.“

Nun war auch der Vater neugierig geworden. „Wie kommt ihr denn auf einmal auf die weite Welt?“ fragte er mit tiefem Morgenhauch.

„Der Klaus hat ein Bild gemalt“, sagte Roland.

„Und auf dem Bild fährt er in die weite Welt“, ergänzte die Schwester.

Jetzt wurde es spannend: „Kann man das Bild sehen?“ fragte der Vater.

„Man kann es nicht sehen“, erwiderte kleinlaut Klaus im Nebenzimmer.

„Auch nicht, wenn ich bitte?“ fragte der Vater.

„Lieber nicht“, erwiderte Klaus. „Es ist nichts daraus geworden.“

„So zeig' es doch“, drängte die Schwester, „du kannst es ruhig zeigen, es ist ein schönes Bild.“

„Ich zeig' es nicht“, erwiderte Klaus. „Aber wenn du willst, kannst du es zeigen.“ Verlegenheit dämpfte die Stimme, aber der Stolz des Künstlers klang durch diesen Flor bescheidenen Verzichtes.

„Ich weiß nicht, wo das Bild ist“, sagte Helga.

„Im ersten Schub links oben“, erwiderte Klaus.

Nun, das stimmte wie immer nicht, es war im zweiten Schub unter Kugeln, Nägeln und Bindfaden, aber Helga brachte das Bild, das sie nach einigem Suchen gefunden hatte.

Es war ein wirres Bild. Der Vater fand sich nicht so schnell zurecht. Er mußte fragen: „Was ist das hier?“

„Klaus hat gesagt“, erwiderte Helga ein wenig spöttisch, „das ist die Kutsche.“

„Aha!“ Nun fand sich der Vater schon ein wenig zurecht. „Und dieser Käfer da oben, das ist wohl der Kutscher?“

„Das ist der Klaus selbst“, sagte Roland, der sich neben der Mutter im Bett aufgerichtet hatte. „Und das da ist Helga“, sagte er, auf eine Gestalt im Wagen deutend, „und das da hinten bin ich!“

Richtig, hinten, zwischen den Rädern saß auch ein Wesen; das war also der Roland. Klaus blickte durch die offene Tür herüber und lachte ein wenig verlegen.

„Und das hier sind wohl die Pferde?“ fragte der Vater, auf die rätselhaften und unruhigen Wesen deutend, die vor dem Wagen alle vier Beine zugleich in die Luft warfen. Dergleichen Pferde kannte er, dergleichen feurige Tiere hatte er ja auch als Junge in alle seine Schulbücher gezeichnet. „Aber was haben deine Pferde für seltsame Köpfe, Klaus?“

„Sie haben Futtersäcke um“, erwiderte Klaus schamhaft und leise.

„Futtersäcke?“ fragte der Vater, „warum denn?“

Da legte Helga den Finger an ihre Lippe und sagte leise:

„Die hat er gemalt, weil er die Schnauzen von den Pferden nicht zeichnen kann.“

Der Vater lachte: „Klaus, ist das wahr, daß du Nüstern nicht zeichnen kannst?“

„Das kann ich schon“, erwiderte Klaus, „aber die Pferde waren hungrig. So eine Reise in die weite Welt ist eine weite Reise.“

Nun wollte auch die Mutter das Bild sehen: „Klaus! Und wo bin denn ich?“

Klaus wußte keine Antwort, er hatte zu große Freude über die gelungene Abwehr des väterlichen Angriffes, als daß er aufgepaßt hätte.

„Und mich hast du auf deine Reise in die weite Welt nicht mitgenommen?“ warf die Mutter dem kleinen Maler vor.

„Du bist schon mit“, sagte Klaus. „Man sieht dich nur nicht, weil du im Wagen sitzt und den Roland hältst, damit er nicht herausfällt.“

„Der Roland aber sitzt doch hinten zwischen den Rädern“, erwiderte die Mutter, „wie kann ich ihn denn da halten?“

„Ganz einfach“, schlug Klaus vor, „wir schneiden eben durch die Wand ein Loch, und da kannst du herauslangen.“

„Und ich? Mich nimmst du auch nicht mit, Klaus, in die weite Welt?“ fragte der Vater.

„Du sitzt auch im Wagen“, antwortete Klaus, der nun bereit schien, alles in seine enge Reisekutsche zu stopfen. „Dich sieht man aber auch nicht.“

„Hast du mir einen Futtersack über den Kopf gestülpt?“ fragte der Vater.

Klaus stampfte mit dem Fuß auf: „Ich hab' ja gesagt, daß die Helga das Bild nicht herzeigen soll.“ Und schon kam er zum Bett der Mutter gesprungen: „Liebeste, Beste, glaubst du, daß ich dich nicht mitnehmen will?“

„Ich weiß nicht recht, ob ich dir trauen soll“, erwiderte die Mutter, ihre Hände vor das Gesicht haltend.

Dem kleinen Maler traten die Tränen in die Augen: „Du weißt nicht, wie schwer das ist, so viele Menschen in eine so kleine Kutsche zu malen!“

„Er nimmt euch schon mit“, tröstete Helga die Eltern, „er ist wirklich nicht so!“

„Wenn wir in die weite Welt fahren“, beschloß Roland das Morgengespräch, „dann fahren wir alle zusammen! Ich, du und du! Und die Helga! Und der Klaus! Ich aber fahre ganz bestimmt mit!“

KLEINE SCHLOSSHERREN MIT ENGELSSTIMMEN

„Die Wiener Sängerknaben machen weiter“

Durch das alte Maria-Theresien-Schloß in der Wiener Langesasse schwingt der zarte, schwebende Ton eines Cembalos. Wenn man im Treppenhaus die Augen schließt, sieht man Männer in weißen Perücken und baus Fracks und Frauen in Reifröcken vor sich. Im Musikzimmer oben aber sitzt ein eifriger Pimpf von heute an einem funkelneuen Instrument, greift sicher in die gekoppelten Manuale und tritt wie ein alter Organist die Fußregister. Er spielt Bach. Und es ist, als hätte man diese Musik noch nie so echt gehört.

Der Junge ist einer der 50 Wiener Sängerknaben, die das alte Haus von früh bis spät mit ihren Liedern, ihrem Klavierspiel, ihren Geigen und ihrem Übermut erfüllen. Das neue Cembalo ist ihr Stolz. Es kam vor ein paar Tagen aus der Werkstatt des Instrumentenbauers und war sofort umringt. Drei Töne mit einem Anschlag! Zwei Resonanzböden!

Vier-, Acht- und Sechzehn-Fuß-Register! Das war etwas für die Buben. Nach der ersten technischen Verblüffung aber erkannten sie auch gleich den tieferen Sinn dieser großzügigen Anschaffung: sie hörten zum erstenmal Bach-Musik so, wie sie der Thomas-Kantor einst selbst gehört hat. Sie, die als einziger Knabenchor der Welt die Matthäuspassion ohne Frauenstimmen aufführen, haben Besuch aus der Vergangenheit erhalten.

Wer unter diesen frischen Buben steht, wer ihren Arbeitseifer miterlebt und ihre echte Natürlichkeit, der hat seine Freude an ihnen.

Selbstverständlich wurde das Institut verkleinert, wurden Lehrer abgegeben, blieben nur 2 Chöre zu je 22 Buben erhalten. Der Kapellmeister übernimmt eben jetzt auch den Instrumentalunterricht, der musikalische Betreuer beteiligt sich auch an der Erziehung. Die Auslese der Neuen ist noch strenger als bisher. Im Vorjahr war der Sohn eines Universitätsrektors unter ihnen und der Sohn eines Maurers — das Reservoir, aus dem geschöpft wird, ist also wirklich die ganze „Stadt der Lieder“.

Das neue Cembalo ist nicht das einzige Instrument, das in diesem Haus der Kinderstimmen erklingt. Fast in jedem Raum steht ein Klavier, auch Dutzende Geigen hängen sauberlich geordnet in den Schränken, man findet Klarinetten und Celli, Trommeln und Flöten. Das Ziel, das mit dieser Jugend erreicht werden soll, hat sich gewandelt: sie sollen nicht nur Sänger, sie sollen vor allem einmal Musiker werden.

„Ich suche nicht Stimmen, sondern vor allem künstlerische Begabungen!“ sagt Professor Großmann, der „Vater“ der Wiener Sängerknaben. „Der kleine Knirps, der mir zum erstenmal vorsingt, kann ja noch gar keine Stimme haben — und wenn er dem Laien gesanglich auffällt, so kann man zumeist damit rechnen, daß die Stimme verbildet und verbogen ist. Ich verlange aber von ihm, daß er auf irgendeinem Gebiet künstlerisch begabt ist. Ob er zeichnen, malen, dichten oder geigen kann, ist ziemlich gleichgültig. Das Singen lernt er dann schon. Schon im Kurs wird das Gehör geübt und die Buben lernen Notenlesen und Blattsingen. Jeder ist, wenn er dann endgültig zu den Sängerknaben aufgenommen wird, schon in der Lage, ein einfaches Volkslied vom Notenblatt richtig zu singen. Im Laufe der vier- bis fünfjährigen Internatszeit lernt jeder einzelne Sängerknabe nahezu 500 Lieder, Madrigale, Chöre und Arien und kann davon ungefähr ein Drittel auswendig. Die Hälfte meiner Buben kann ich jederzeit als Solisten auch im schwierigsten Konzert einsetzen.“

Es gibt Künstler, die infolge ihrer natürlichen Stimmgebung Erfolg haben und solche, die durch ihre gesangstechnische Vollendung unfehlbar auf den Zuhörer wirken. Bei den Sängerknaben trachtet man beides zu vereinen. Das ist das Geheimnis ihres schönen Klanges. Ein prominenter ausländischer Kritiker schrieb vor einigen Monaten: „Diese Jungen singen nicht wie Vögel, sondern wie Menschen.“ Freilich nicht mehr auf der Bühne der Wiener Staatsoper, sondern in kriegswichtigen Betrieben, vor Luftwaffenhebern, in Lazaretten, in den Lagern der Kinderlandverschickung und im Rundfunk. Auf manches Notenblatt hat schon der Sängerknabe Franz Schubert seine Notizen gekritzelt: die Tradition dieses Chors ist fast 450 Jahre alt. Die Knabenstimmen aber klingen auch heute noch wie entrückt von dieser Welt, wie der „Chorus mysticus“ des Johann Sebastian Bach.

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben

„Wir spielen Ihnen heute eine kleine Mozartoper!“ Aufnahme: Sängerknaben